

Paul Barz

Baltischer Herbst

Eine Familie im Osten



Über den Autor

Paul Barz, von deutsch-baltischer Herkunft, wurde 1943 im damaligen Warthegau geboren und floh 1945 mit seiner Familie in den Westen. Er wuchs in Hamburg auf, wurde nach dem Abitur Journalist und war viele Jahre Redakteur bei „Westermanns Monatsheften“. Er schrieb Hörspiele und Bühnenstücke, darunter den in 200 Inszenierungen gezeigten Welterfolg „Mögliche Begegnung“. Von seinen Büchern erschienen zuletzt „Mozart. Prinz und Papageno“, „Händel“ und „Ich bin Bonhoeffer“. Er lebt in Hamburg.

Impressum

Paul Barz

Heckenweg 17 B, 21465 Wentorf bei Hamburg

www.paul-barz.de

Copyright © Paul Barz, 2013

Gestaltung: Suzu Pahlke Design

Abbildung Cover: Marta Teron - Fotolia.com (Ausschnitt)

Druck: Amazon CreateSpace

ISBN 978-1484096758

Paul Barz

Baltischer Herbst

Eine Familie
im Osten

In memoriam

Karin Tusch
geborene von Blanckenhagen
verwitwete Baronin von Medem
(1888 bis 1957)

und

Isabella Barz
geborene Baronesse von Medem
(1916 bis 1960)

Ja, wir haben damals auch gelacht

„Habt ihr damals auch gelacht?“

Sascha hatte sich auf den Teppich gehockt, die Knie angezogen und die Hände darum geschlungen. Das war seine Lieblingsstellung. So saß er nun da und sah zu seiner Mutter auf, die sich über ihre Nähmaschine beugte.

Sascha war neun Jahre alt.

Fünf Jahre war es her, dass er mit seinen Eltern, dem Polizeibeamten Kurt Schulz und dessen Frau Antoinette, in Hamburg angekommen war, und sie hatten zunächst in einem einzigen Raum eines verwinkelten Mietshauses gewohnt, dann in einer gespenstisch düsteren Villa, deren ergrimnte Besitzer zwei ihrer Zimmer auf Geheiß des Wohnungsamts hatten räumen müssen.

Beide Seiten hatten schließlich aufgeatmet, als Familie Schulz das Gespensterhaus verlassen und hier in diesen noch nach frischem Mörtel riechenden Neubau einziehen konnte, drei Stockwerke hoch und ohne Fahrstuhl. Auch hier gab es nur zwei Zimmer, mit Kohlenöfen, aber mit einer eigenen Küche und einem richtigen Badezimmer dabei, und samstags durchzog die Wohnung ein Duft von Seifenschäum und knisternden Kiefernscheiten.

„Endlich ein Bad!“, hatte der Vater mit Kreidestift unter ein Foto im Familienalbum geschrieben, das Sascha splitternackt unter der Brause zeigte, und Jahre später hatte er das Bild klammheimlich herausgerissen, denn so genau musste schließlich niemand wissen, wie er mal nackt ausgesehen hatte. Da war er schon lange nicht mehr der kleine Junge, der auf dem Teppich vor der Mutter gehockt und ihren Geschichten zugehört hatte.

In der Kinderzeit hatte es jedoch nichts Schöneres als diese Geschichten gegeben, vor allem die von der Flucht aus dem Osten. Die Mutter hatte erzählt, er hatte zugehört, sie hatten gelacht, wenn etwas komisch war, und oft war etwas sehr komisch gewesen. Da hatte er denn einmal gefragt, ob sie auch schon damals darüber hätten lachen können.

Die Nähmaschine ratterte.

Der weiße Stoff, den dort die Mutter in ruckhaft kleinen Stößen unter das Nähfüßchen schob, hatte ein Sommerkleid werden sollen, mit großen roten Blumen darauf, und sie wollte es bei Freunden auf einem Gartenfest tragen. Denn um diese Zeit, im Sommer 1952, feierte man in Deutschland wieder Feste, mit Lampons und Himbeerbowle, man tanzte, war vergnügt, und vom Plattenteller her schmalzte ein Schlagertenor von roten Rosen, roten Lippen, rotem Wein. Man lachte über diese „Schnulzen“, wie man solche Lieder nannte, und sang doch mit. Die Nähmaschine stand jetzt still. Antoinette hatte sich zurückgelehnt. Was hatte ihr Sohn gefragt? Ob sie damals auch gelacht hatten? Als es mit Pferd und Wagen hin in den Westen ging, Tiefflieger über sie hin geknattert waren und jeder Augenblick der Tod hätte sein können?

Von solchen Dingen sprach sie allerdings nur selten und erzählte lieber, wie einmal einem stramm salutierenden Offizier ein Nachtgeschirr aus dem geöffneten Wagenschlag vor die Füße gerollt war oder wie sie den kleinen Sascha mit Stutenmilch genährt hatten. Denn andere Milch hatte es nicht gegeben. „Ich bin mit Pferdemiche gesäugt worden“, dachte dann der Junge und kam sich sehr exotisch vor, wie Winnetou oder Tarzan oder die anderen Helden seiner Phantasie.

Antoinette erzählte nicht nur von der Flucht. Ihre Geschichten führten ebenso zurück nach Murrenhof, dem Familiengut oben im Baltikum, wo sie, die geborene Baroness von Matten, aufgewachsen war, und von der nahen Stadt Mitau, wo sie später das Deutsche Gymnasium besucht hatte. Sie erzählte von ihrem im Krieg gefallenen älteren Bruder Alexander, der wie Antoinette selbst aus der ersten Ehe der Großmutter mit dem Baron Alexander von Matten stammte. Nach diesem Großvater und seinem Onkel war er selbst benannt worden, und wie er wurden auch schon sie nur Sascha gerufen.

Von ihrem Vater konnte ihm die Mutter nicht viel erzählen. Dazu war sie bei seinem Tod in der Russischen Revolution selbst noch zu klein gewesen. Aber den Bruder musste sie sehr geliebt haben. Denn meistens kamen ihr die Tränen, wenn sie von ihm und beider Kindheit auf Murrenhof sprach.

Vom anderen Gut erzählte sie ebenfalls, von Taskoje in Polen, wohin ihre Familie nach Kriegsbeginn „umgesiedelt“ worden war. Dort hatte sie dann den Vater kennengelernt, keinen Balten, sondern einen „Reichsdeutschen“ mit dem schlichten Namen „Schulz“, und dort in der Stadt Leslau, die eigentlich Wloclawek geheißen hatte, war dann Sascha geboren worden.

Bei mancher Geschichte schloss Sascha die Augen und sprach in Gedanken ihren Wortlaut mit, so oft hatte sie schon die Mutter erzählt. Wie die vom Weihnachtsfest auf Murrenhof, wo jedes Jahr das Tante Käthchen kurz vor dem Fest davongezogen war, um mit einem Riesenkoffer zurückzukehren, voller Geschenke und

Süßigkeiten. An einem dieser Weihnachten hatte aber Antoinette ihren Bruder überrascht, wie der schlafend im Bett lag, Tante Käthchens Koffer neben sich, um wie im Traum immer wieder hineinzulangen und sich den Mund vollzustopfen, mit Honigplätzchen und süßen Teigringen und Schokoladenkringeln und ... Schmandbonbons!

Allein beim Gedanken an sie geriet Saschas Kehlkopf heftig ins Schlucken. Er meinte ihre ganze Süße im Mund zu spüren und sah die Mutter zur Weihnachtszeit am Küchentisch stehen, wie sie das Blech mit der warmen, duftenden Masse aus Sahne und Zucker mit etwas Vanille dabei aus dem Herd holte, sie zu langen, schmalen Streifen formte und in kleine Stücke schnitt. Das war dann kein zähes Karamell, das zwischen den Zähnen klebte wie hierzulande die Sahnebonbons, und wurde als weihnachtliche Wonne nur noch vom Duft des Tannenbaums übertroffen. Einmal hatte er davon in der Schule erzählt, und die anderen hatten gegrinst. Was für komische Wörter der Schulz benutzte! Ach so, das sollten wohl Rahmbonbons sein.

Sie wussten nicht, was „Schmandbonbons“ waren, sagten „Rahm“ oder „Sahne“, wenn sie Schmand meinten, und „Mohrrüben“ statt Burkanen, „Streichhölzer“ statt Spitzkis, „Herd“ statt Pliete, und sie tranken „Tee“, nicht Tschai.

Er aber wusste nicht, was ein Leuwagen war, ein Feudel oder eine Karbonade. Er hatte noch nie Rote Grütze gegessen oder Aalsuppe oder Rundstück warm, und als er einmal zum Essen eingeladen war, hatte es Reibekuchen gegeben, die kannte er auch nicht. Die Gastgeberin hatte ihn aber freundlich gefragt, ob er vielleicht zu den Reibekuchen etwas von den Preiselbeeren wolle, und er hatte erst nachdenken müssen, um endlich herauszufinden, dass sie Strickbeeren meinte.

Nein danke! Strickbeeren, die den Mund zu einem schmalen Strich zusammenzogen, mochte er selbst dann nicht, wenn sie „Pfeilbeeren“ hießen.

Oft lachten die anderen, wenn er sprach und das „r“ allzu baltisch rollen ließ. Diese Hänseleien konnten ihn zu Tränen ärgern. „Ihr Brodjagas“, schrie er dann. Aber die anderen wussten nicht, was ein Brodjaga war, ein sibirischer Kettensträfling und das schlimmste aller baltischen Schimpfwörter. So lachten sie nur und imitierten höhnisch sein baltisches „r“. Zuhause versuchte ihn die Mutter zu trösten: „Du bist eben ein Balte“, sagte sie, und es klang, als müsse er stolz darauf sein. Das wäre Sascha gern gewesen, aber lieber einer ohne rollendes „r“. Und er schlang die Hände noch fester um die Knie, flog davon in eine Welt, wo niemand spottete, weil er das „R“ rollte und nicht wusste, was ein Leuwagen war.

Er hörte die Geschichten von Murrenhof und Taskoje und immer wieder von der Flucht. Er sah zur Wand hin, wo im schmalen Silberrahmen ein Bild in graublau finsternen Farben hing, wie die Mahnung an noch nicht gar so ferne Zeiten, als es nicht so bunt und lustig zugegangen war wie jetzt.

Eine seiner Tanten hatte es gemalt, Jeanne oder Sabine, bevor sie aus einem zerschossenen, zertrümmerten Deutschland fortgezogen waren. „Auswandern“ nannte man das, und auch Saschas zwei Onkel waren ausgewandert, der Harald und der Stefan, und die Großeltern ebenfalls, Opa Boris, der zweite Mann seiner Großmutter, der Sascha das Schachspiel beigebracht hatte und immer von einer kleinen Wolke Pfeifenduft umgeben schien, und dann eben Großmutter Katharina selbst, sein „Ömelchen“, das er von allen Menschen so liebte wie sonst nur seine Mutter.

Das war die Familie gewesen, in deren Schoß er bis dahin wie in einem wohlgeschützten Nest aufgewachsen war, und nun waren plötzlich alle weg, drüben über dem Ozean in einem Land namens Kanada. Der Schmerz brannte immer noch und war der größte Kummer seiner Kinderjahre.

Kurz vor der Abreise, von Bremerhaven aus übers Meer, hatten die Tanten den Eltern dieses Bild geschenkt, das in einer eisgrauen Winterlandschaft einen langen Zug hoch gepackter Wagen mit Pferden davor zeigte, und das eine Pferd bäumte sich auf, ein anderes sank wie von einer Kugel getroffen in sich zusammen. Vorn lag aber eine verkrümmte Gestalt, wohl ein Toter, den die anderen am Wegrand zurückgelassen hatten.

„Von so weit komme ich, in diesem Zug bin ich also mitgefahren“, dachte Sascha mit kleinem Hochgefühl. Wer von den anderen in seiner Klasse mit ihrem nölenden Hamburger Singsang, von all den Jungs aus Barmbek oder Altona, hatte schon Ähnliches aufzuweisen?

Vielleicht die Erinnerung an ein paar Bombennächte und etwas Schwarzen Markt, das war es schon. Und ein anderes Bild schob sich vor das der Tanten dort an der Wand, eines aus der Tiefe seines Inneren: eine endlose Wagenkolonne, die sich durch hochgetürmte Schneehaufen vorwärts quälte und gerade bei einem düsteren Waldstück um die Ecke bog. Das war – er war sicher – seine ureigene Erinnerung an die Flucht.

„Unsinn! Niemand erinnert sich an Dinge vor seinem dritten Lebensjahr!“ hatte ihn der Vater kurz abgefertigt, wenn er davon erzählen wollte. Aber Sascha ließ sich davon nicht abbringen, und für sein gesamtes Leben blieb ihm das Gefühl, immer irgendwie unterwegs und niemals ganz am Ziel zu sein, wie die Menschen in der Wagenkolonne, zwischen denen er damals auf dem Schoß der Großmutter einer schwarz verhängten Zukunft entgegengeschaukelt war.

Jetzt schaute er zur Mutter hin, die noch immer wie in Gedanken verloren dasaß, mit einem kleinen Lächeln um den Mund. Er hätte gern gewusst, woran sie jetzt wohl dachte.

Sie dachte an die Rast damals im Januar 1945.

Doch, das muss noch im Januar gewesen sein. Der Treck war wenigstens schon eine Woche unterwegs, und sie waren auf einem Gutshof angekommen, deren

Besitzer noch nicht geflohen waren. Die anderen, Großmutter Katharina voran, hatten sie nahezu angefleht, sich ihnen anzuschließen, man höre schon das Donnern sowjetischer Geschütze in nicht mehr weiter Ferne. Endlich waren sie zur Flucht bereit gewesen. Am nächsten Morgen sollte es weitergehen.

Abends wurde noch gegessen, und es gab wässrig dünne Milchsuppe, während die Dame des Hauses lauthals klagte, welch herrliche Vorräte sie noch im Keller hätte, ganze Braten, halbe Schweine, das Kühlhaus voller Schinken und Würste: „Das alles muss ich nun hier zurücklassen.“ Warum sie denn nicht gleich davon äßen, hier und jetzt, hatte jemand einzuwerfen gewagt. Da hatte die Dame erschrocken die Hände gehoben: „Ich bitte Sie! Das alles brauchen wir doch für den nächsten Winter ...“

Antoinette schob jetzt den Stoff mit den roten Blumen unter das Nähfüßchen. Die Nähmaschine ratterte wieder. Und sie nickte zu Sascha hin: „Ja, wir haben damals auch gelacht.“ Wie über die Geschichte mit der Milchsuppe.

Sascha stand auf. Für heute war sein Hunger nach alten Geschichten gestillt. „Ich gehe noch zu den anderen unten auf der Straße“, rief er der Mutter zu. Antoinette sah hoch: „Hast du denn schon deine Schularbeiten ...“

Aber da war er schon zur Tür hinaus.

Bald hörte man von der Straße her laute Kinderstimmen, auch die von Sascha war darunter. Antoinette lächelte. Es war nur gut, wenn der manchmal etwas scheue kleine Einzelgänger Anschluss an andere fand.

Sie wandte sich wieder der Nähmaschine zu, während ihre Gedanken noch bei den alten Geschichten blieben. Und die eigene Mutter fiel ihr ein und was die so erzählt hatte.

Von der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Von einem Baltikum, das es schon lange nicht mehr gab. Von rauschenden Festlichkeiten, wenn die großen Gutshäuser von Gästen nahezu überquollen und Murrenhof noch der weitläufig ausladende Herrensitz aus der Zeit vor den großen Enteignungen in den 20ern gewesen war. Und von der großen Jagdgesellschaft, zu der in jedem Herbst die Mattens alle Freunde und Verwandte nach Murrenhof geladen hatten, das letzte Mal wohl im Oktober 1913.

Der Wald hatte wie immer in rotgoldener Pracht gelodert, Gebell hatte die Herbstluft erfüllt, rotberockte Reiter waren davon galoppiert, und eine Meute schrill kläffender Hunde jagte ihnen voran.

Die Welt im Herbst 1913 – sie schien noch hell und schön.

Dies war eine Leseprobe aus:



Für mehr Informationen und zum Bestellen
besuchen Sie bitte:
www.baltischer-herbst.de